

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 160.

Dienstag, 13. Juli.

1915.

(2. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem heimlichen Seufzer stand er auf und schlenderte rauchend in den Wald. Für ihn war es ja schon Glück, wieder einmal Tannenduft zu riechen, die hohen Wipfel über sich rauschen zu hören, aufzuatmen in der reinen Bergluft. Ein paar alte Berse glitten ihm durch den Kopf:

Deine tiefen, tiefen Schauer, o Waldesruh,

In meine Seele senke und träufle, du!

Aber er fand das Gleichgewicht, den Frieden nicht, nach dem er suchte; es wollte ihm nicht gelingen, sich das Herz frei zu machen von Sorge. Nie hatte er es noch mit so graufamer Klarheit empfunden, welche Blendlerin und Verführerin die Liebe ist!

Die reizvolle Ada Wagner, die gefeierte Naive vom Deutschen Theater, wie hatte sie ihn einmal bezaubert! Wie selig war er gewesen, als er sich das holde Geschöpf errungen, erkämpft!

Und was war geblieben von der großen Leidenschaft? Nur eine Kette, die er lebenslang nachschleifte! Leopardi hatte recht, „Il gran inganno!“ nennt er die Liebe. Den großen Betrug!

Von Jahr zu Jahr wurde ihm das Komödiantentum, das seiner Frau im Blute steckte, verhaßter; immer fremder wurde er in seinem Heim, in dem er so selten Ruhe fand für seine müden, abgehefteten Nerven.

Wenn nur die Sorge um die Kinder nicht gewesen wäre! Auf eigenes Glück hatte er ja längst verzichtet. Aber seine Töchter, sein Sohn, wie sollten sie den nötigen Lebensernst, Pflichttreue und Charakterstärke gewinnen in dieser Vergnügungsjagd, neben der Lächernden, albernen Mutter?

In den Händen der Mutter lag heutzutage mehr denn je die Erziehung der Kinder, da den Männern keine Zeit für die Familie übrig blieb! Aber welcher junge Mensch denkt bei seiner Wahl an die ungeheure Verantwortung, die er einmal auf die Gefährtin übertragen muß?

In dem düsteren Nachdenken war er weitergegangen durch den Wald. Da fiel sein Blick auf das Paar, das Arm in Arm in sehr innigem Gespräch, wie es schien, auf und ab wandelte. Seine Felicitas! War das eine verliebte Gesellschaft hier draußen!

„Papa! Papa!“ rief das junge Mädchen, freudig auf ihn zueilend. „Darf ich dich bekannt machen: Oberleutnant von Fahrenstein.“

Der Offizier drückte dem Arzt, den er noch nicht kannte, dem er so unvernünftig gegenüberstand, mit erregtem, fast etwas verlegenem Gesicht die Hand. Dieses ernste, gültige Gesicht erweckte ihm tiefe Sympathie, und es war ihm wie eine Befreiung, wie ein Glück, daß Felicitas ihrem Vater glich.

„Wir geh'n wohl wieder zurück zu den andern!“ sagte Dr. Robertus mit ruhiger Bestimmtheit, in der ein leiser Vorwurf über die Vereinsamung der beiden lag.

Als sie an das Forsthaus kamen, brachten eben ein paar Jäger einen großen Hirsch mit mächtigem Geweih,

der stolz und majestätisch auf dem starren Lag, mit einem Sonnenstrahl auf den offenen, braunen Rüstern.

„Das arme Tier!“ rief Felicitas mitleidig. Aber Graf Warsberg, der, selig über seinen Schuß, den Jägern folgte, lächelte stolz und freute sich, hier Zuschauer zu finden bei seinem triumphalen Einzug mit der königlichen Baute. Er stellte sich der Gesellschaft vor und ließ sich zum Kaffee einladen, was Frau Ada ihre gute Laune wiedergab, die ihr böser Mann ihr verdorben hatte. Eine aristokratische Bekanntschaft, ein Graf, den sie vielleicht in der Stadt zu ihrem Jour einladen konnte, das war doch sehr nett!

Dr. Robertus gab sich nun alle Mühe, seine Verstimmung zu verbergen und ein freundliches Lächeln zu erzwingen, als er wieder am Tische Platz nahm. Aber er mußte doch bald zum Aufbruch mahnen.

„Ich fahre mit dem Abendzug wieder weg, Ada!“ sagte er, seine Uhr ziehend.

„Ach, wie ungemütlich!“ warf sie hin. Doch auch Sollinger fand, daß es kühl wurde und daß man heimfahren müsse.

Robertus winkte Dr. Dornberg zu sich.

„Ich möchte, daß Sie sich zu mir setzten, lieber Dornberg! Ich habe allerlei mit Ihnen zu besprechen.“

Es gab keine Widerrede gegen eine so bestimmte Aufforderung. Aber Dornberg warf einen verzweifelten Blick zurück auf die schlanke, hohe Mädchengestalt mit dem mattsrosa Seidentuch und dem festen Hut auf dem braunen Kopf. Marien der Eifersucht litt er während der stundenlangen Fahrt! Manchmal war es ihm, als müßte er aus dem Wagen springen, ihr entgegenzueilen, sich überzeugen, ob sie mit keinem andern lachte, ob keiner ihr zu tief in die Augen blickte.

Dr. Robertus schien das zerstreute, aufgeregte Wesen seines Schülers nicht zu bemerken; aber er sagte mit ganz energischer Bestimmtheit:

„Es ist nun Zeit, daß Sie wieder zur Arbeit zurückkehren, mein junger Freund! In dem Spital in Hamburg können Sie sehr viel lernen, und ich meine, Sie sollten sich die Stelle nicht entgehen lassen!“

Dornberg dankte für die Empfehlung, für das gültige Interesse, aber er war totenbläß, und seine Stimme klang tonlos.

Der Reitwagen kam nur langsam vorwärts. Man fand das Schütteln und Rütteln auf dem steinigen Weg nicht mehr spaßhaft, das Sitzen auf den schmalen Bänken nicht mehr so lustig wie am Morgen. Als man an den Spitzingsee kam, stand der Mond schon so hoch, daß die Berge und Hügel und Wälder wie in zarten Duft aufgelöst schienen, und das Tal wogte und schwamm in hellem Glanz.

„Wir wollen lieber zu Fuß laufen, als hier im Wagen zu frieren!“ schlug Sollinger vor, der für seine Stimme besorgt war.

Alles freute sich über diese Idee. Es war wirklich kalt geworden und man sehnte sich, die steif gewordenen Beine zu bewegen.

Im raschen Schritt ging's bergab. Ada hing stolz am Arm des Grafen, der sich offenbar sehr gut mit ihr amüsierte. Ihre koketten Mädchen waren ihm noch neu. Collinger führte seine beiden Verehrerinnen; Bruno gab sich Mühe, die kleine, entrüstete Frida wieder zu versöhnen. Oly wollte allein gehen. Sie hatte zuweilen einen wilden Freiheitsrausch, und es machte ihr Spaß, allein voran in dem silbernen Licht dahinzuwandeln, den kühlen Wind auf ihren Wangen zu fühlen, in der raschen Bewegung sich ihrer frischen Kraft bewußt zu werden.

„Die Walküre!“ rief Collinger ihr nach.

Felicitas und Walter Fahrenstein gingen zuletzt.

Sie fühlten den Zauber der Stunde, die märchenhafte Schönheit, in der sie wandelten, Arm in Arm, als zögen sie in das Wunderland ihrer Zukunft hinein, die in geheimnisvollen, von Licht durchglänzten Schleiern vor ihnen lag.

„Die Schweigsamkeit des Oberleutnants scheint ansteckend zu sein!“ neckte Oly die Schwester, die noch lange stumm am Fenster stand und träumend hinauschaute in die schöne Mondnacht. Auch am Morgen war Felicitas ungewöhnlich still. Sie erklärte dann beim Frühstück, sie wolle in die Stadt fahren, um sich von ihrer Freundin zu verabschieden, die für mehrere Monate nach Italien reise. Bis zum Mittagessen sei sie wieder zurück. Mama Ada lag noch zu Bett und kümmerte sich nicht darum, wie die Töchter ihren Vormittag zubrachten.

Als Felicitas in München ankam, schlug sie den Weg in die Brennerstraße ein, in die elterliche Wohnung.

Der kleine Diener öffnete die Türe und wollte sie mechanisch in das Sprechzimmer des Arztes weisen.

„Nein danke, Friß! Ich will nicht da hinein!“

Bei dem Klang der frischen Stimme ging ein Grinsen über das Knabengesicht. „Ah, das gnädige Fräulein!“ sagte er mit der drolligen, eckigen Verbeugung, über die Felicitas sonst immer lachen mußte. Heute war sie erregt. Sie lief den langen Flur entlang bis zur Küche, in der das Kupfer und Messing hell in der Morgensonne blinkte. Die Köchin stand am offenen Fenster und schnitt Bohnen. Ihr dunkler Kopf mit den glatten Scheiteln hob sich scharf von dem Lufthorn.

„Sie hat wirklich ein gutes Profil, unsere alte Fanny“, dachte Felicitas. Schon seit sie kleines Mädchen gewesen, war Fanny bei ihnen im Hause, darum erschien sie Felicitas so alt, obwohl sie erst in den Dreißigern stand, und sie hatte es eigentlich heute zum ersten Male darum angesehen, ob sie einmal hübsch gewesen sein könnte.

„Grüß Gott, Fanny! Wie geht's?“ rief sie und lächelte, als die Köchin sie so erschrocken anstarrte.

„Ja, das gnädige Fräulein! Ja, da traue ich meinen Augen nicht! Daß Sie an dem schönen Tag von der Villa hereinkommen! Daran hätte doch mein Herz nicht gedacht!“

„Sagen Sie, Fanny, sind viele Leute im Sprechzimmer? Wird es lange dauern, bis Papa herauskommt? Ich möchte mit ihm sprechen.“

„O, du lieber Gott! Das dauert gewiß noch anderthalb bis zwei Stunden! So oft hat es geläutet! Das ganze Zimmer muß voll Menschen sein!“

„Anderthalb Stunden, am Ende gar zwei!“ wiederholte Felicitas verzweifelt. „Aber das ist ja schrecklich! So lange muß ich warten!“

Ihre Wangen glühten, die grauen Augen waren dunkler als sonst und ein paar lockige Haarsträhne hingen ihr in die Stirne.

Fanny sah das erregte junge Mädchen mit besorgten Blicken an. „Ich geh' halt hinein zum Herrn Doktor und rufe ihn herans!“

„Nein, Fanny. Das wäre Papa nicht recht. Ich muß wohl warten, so gräßlich das auch ist!“

„Dann ziehe ich im Salon die Jalousien auf, damit Sie doch nicht unter den fremden Leuten sitzen müssen.“

„Ach, ja natürlich!“ seufzte das junge Mädchen, und folgte der Dienerin in die Wohnräume der Familie. Sie warf wieder einen neugierigen Blick auf Fanny. Mit ihrem klösterlich einfachen Anzug, mit ihrer knochigen Gestalt und den ruhigen, wie aus Holz geschnittenen Zügen war sie ihr bisher immer als das Urbild herber Altiungferlichkeit erschienen. Und nun hatte sie vor kurzem aus einem unvorsichtigen Gespräch der Mama entnommen, daß ihre brave alte Fanny einen dunklen Fleck in der Vergangenheit hatte, daß sie in ihrer Jugend auch von den Stürmen der Liebe gerauft worden war. Wie wunderbar und komisch ihr die Vorstellung war: Ihre Fanny, die einen Liebhaber gehabt!

In dem Salon war eine eingesperrte Luft, durch die noch leiser Parfüm- und Zigarrengeruch schwebte. In dem hereinströmenden Sonnenstreifen tanzten die Staubatome. Fanny entschuldigte sich, während sie rasch mit der Schürze über das Klavier wischte.

„Immer ist's halt wieder staubig; man wird gar nicht fertig, weil so viel herumsteht!“

Felicitas hatte sich auf einen der niederen Sessel niedergelassen. Nun da sie einmal allein hier war, erschien der Salon ihr ganz fremd!

Salon! — Der Name paßte eigentlich gar nicht. Dann dabei dachte man an ein vornehm-stieffes, regelrechtes, ein wenig konventionelles Gemach. Und das war's gewiß nicht. Recht das Zimmer für die Mama! Kein Möbel stand gerade an der Wand. Alles schräg und willkürlich, wie in einer bizarren Laune hingeschoben. Mitten im Raum der Flügel, schief das Ruhebett mit den vielen Kissen, bald da, bald dort ein Tischchen, ein Schränkchen, eine Etagerel und ein Krimsframs überall! Kein Wunder, daß Fanny nicht gern hier Staub wischte! Die Sammlung von Dosen und Döschen, die Stöße von Albums, die vielen Photographien von Mama und im besten Lichte die Staffelei mit ihrem Bild von Lenbach, aber darunter die zahllosen, bunten Schleifen mit Widmungen in Goldlettern an den Vorbeerkränzen, die Mama einmal bekommen hatte, alles das lag und stand umher. (Fortsetzung folgt.)

== Lese Frucht. ==

Es ist gar kein ernstlicher Idealismus möglich ohne den Idealismus des Krieges. Treitschke.

„Brotarten“ in Elberfeld im Jahre 1816.

Von G. v. Heimburg (Wiesbaden).

Der alte Rabbi Ben Joseph Alisa wird sich einmal wieder gefreut haben, als die Kunde von unseren deutschen Brotarten zu ihm drang, und schmunzelnd wird er wieder gesagt haben: „Alles schon mal dagewesen.“ Und in der Tat, schon vor nahezu 100 Jahren, im Jahre 1816, gab es in Elberfeld kupferne Münzen, die die ausschließliche Kaufkraft für Brot und Korn besaßen.

Die Zeitung „Deutscher Beobachter“ oder „Hanseatische Zeitung, Hamburg den 5. und 9. Dezember 1817, enthält einen Aufsatz „Der Kornverein in Elberfeld“, aus dem nachstehendes für weitere Kreise von Interesse sein dürfte.

Der Verfasser Brenzengberg stellt an die Spitze seines Aufsatzes die Betrachtung, die letzte Zeit sei dadurch besonders merkwürdig geworden, daß sich alles in ihr von selber gemacht hat, ohne leitende Behörde, und daß die Menschen überall schnell das Rechte gefunden, sobald die Not vorhanden — ohne daß sie vorher auf Universitäten gegangen und hierauf besonders studiert. So auch bei der Gründung des Kornvereins.

Als im Jahre 1816 das anhaltende Regentwetter eine Felleerte voraussetzen ließ, war in Elberfeld, das mit seinem 20 000 Einwohnern keine eigene Landwirtschaft besaß, die ständige Unterhaltung in jeder Versammlung der Bürger: Wie schützen wir unsere Stadt vor Brotmangel?

Unter vielen anderen Vorschlägen wurde der Plan eines Bürgers, „obgleich er ein unstudierter Laie, der auf Universi-

stößen nie Kameralia gehört", gut gehehen, wonach eine Summe von 100 000 Talern auf Aktien von 500 Talern zusammengeschossen und diese mit 5 Prozent verzinst werden sollte. Dann sollte eine Gesellschaft gebildet werden, welche für diese Summe in der Fremde Brotkorn kaufte und dieses an die Bäcker zu einem bestimmten Preise verkaufte, und aus dem erlösten Gelde wieder neues Korn in der Ostsee aufkaufte. Schon nach einigen Tagen waren 55 000 Taler gezeichnet und trat damit der Kornverein in Tätigkeit. Die Summe erhöhte sich später auf 74 000 Taler und hat vollständig ausge reicht. Der junge Verein hatte bald 153 Mitglieder, darunter auch den damaligen Landrat von Elberfeld, Graf von Seihel. Man wählte zuerst sechs Bürger zu Geschäftsführern des Vereins, die später, "weil viele durch Reisen und durch andere Geschäfte oft verhindert wurden", auf 15 vermehrt wurden, "so der Verein aus seiner Mitte schöpfte (Schöffen)".

"Hier hat sich denn aufs neue bewiesen, daß die alteutsche Schöffeneinrichtung auch noch vollkommen auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft passe, und daß das Geheimnis da liege, daß ihrer viele sind, wo also viele fehlen können, ohne daß der Gang der Geschäfte leidet.

Bei allen Schöffeneinrichtungen ist dies das Wesentliche, daß ihrer viele sind — dann, daß eine geringe Anzahl hinlänglich, einen rechtsgültigen Schluß zu machen; endlich, daß keiner irgend eine Art von Bezahlung erhalte, daß nirgend eine Ueile für den Schöffen zu finden."

Der nunmehr von der Genossenschaft (Gansa) einsehende ausgebreitete Kornhandel ermöglichte es, in Elberfeld das Brot immer bedeutend wohlfeiler herzustellen als in den umliegenden Gemeinden. "Denn wenn in den anderen Gemeinden das Korn 25 Taler kostete, so kostete es in Elberfeld nur 20 Taler; und jedes 7pfündige Brot war 5 Stüber wohlfeiler als eine Stunde davon. — Oft betrug dieser Unterschied 6, 8, ja endlich 10 Stüber."

Aber noch ein Hindernis mußte aus dem Wege geräumt werden, denn gewinnstüchtige Bäcker, die das Korn beim Kornverein für die festgesetzten Preise holten, verkauften das Brot außerhand, um höhere Preise zu machen.

Es wurde nun, wie es im Bericht heißt, um hierüber jeder lästigen Kontrolle entzogen zu sein, von der Kornhansa ein einfaches Mittel beschossen. Sie ließ eine kupferne Münze prägen mit der Aufschrift "Elberfelder Kornverein" und mit der Umschrift: "Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Not."

Aller Kornhandel wurde nun mit dieser Münze geführt, und zwar in folgender Weise: Zuerst wurden in jedem Distrikt der Stadt alle Einwohner in jedem Hause aufgenommen, und hierüber eine genaue Liste gemacht. Nach dieser Liste wurde berechnet, wie viel jeder Hausvater wöchentlich an Brot bedürfte, wenn man im Durchschnitt täglich $\frac{3}{4}$ Pfund auf den Kopf rechne, — und jedem wurden so viele Brotzeichen eingeklebt.

Wer nun Brot haben wollte, schickte diese Münze nebst dem Gelde zum Bäcker. Jede Münze wurde für 5 Stüber angenommen, welches der Satz war, um dem das Brot unter dem Preise verkauft werden sollte, den der Oberbürgermeister jede Woche bestimmte und der mit dem Brotpreise der Gegend im Durchschnitt übereinstimmend war.

Die Verteilung der Brotzeichen war sehr lästig; 74 Bürger unterzogen sich ihr. Sie wurden von den Vorstehern des Kornvereins gewählt, und jeder hatte einen Distrikt in der Stadt von etwa 50 Häusern, der seine Nachbarschaft ausmachte, in die er die Brotzeichen verteilte. Die Verteilung geschah nach der aufgenommenen Liste; doch konnten die Aufseher hierbei etwas nach eigener Einsicht verfahren, und den unteren Ständen, die aus Mangel an anderen Lebensmitteln mehr Brot essen als die höheren, auch reichlicher bei der Verteilung der Zeichen bedenken.

So wie niemand ohne ein Brotzeichen ein Brot beim Bäcker haben konnte, so konnte kein Bäcker ein Malter Korn in dem Kaufhause der Kornhansa haben, wenn er außer dem Gelde keine 50 Brotzeichen hatte, welche ihm, jedes zu fünf Stüber gerechnet, bei der Zahlung für 4 Reichstaler 10 Stüber angenommen wurden.

Als das Korn 20 Taler 10 Stüber kostete, so mußte er für den Malter 50 Brotzeichen geben, und 16 Taler oder 8 Rontentaler in Silber.

Durch diese Einrichtung war dem Verlaufen außer der Gemeinde vorgebeugt, weil jede Woche die Brotzeichen so bei den Bäckern eingegangen und von diesen beim Kornkaufhause

vom Anfang der neuen Woche aufs neue an die Bürgerschaft verteilt wurden.

Allein, wie schwer es ist, da die gehörige Kontrolle zu führen, wo man nicht mit dem Ekelut, sondern mit dem Vorteil zu tun hat, das hat sich auch hier gezeigt.

Es waren 40 000 Stück geprägt worden. So wie sie jede Woche einsamen, wurden sie in der neuen Woche wieder an die Bürgerschaft verteilt, so daß in allem 542 325 Münzen ausgeteilt wurden. — Als der Kornverein sich am 10. September 1817 auflöste, da die Stadt bei den heruntergegangenen Brotpreisen seine Hilfe nicht mehr bedurfte, so waren von den 40 000 Münzen nicht mehr als 26 710 wieder zurück gekommen.

Der Verlust war gering, auch konnte niemand ein Interesse dabei haben, eine Münze zu behalten, die für 5 Stüber gegangen, und deren innern Wert in Kupfer nur $\frac{1}{2}$ Stüber betrug.

Es war schwer, hieron einen Erklärungsgrund anzugeben. Am wahrscheinlichsten ist folgendes: Es ist bei dem Polizeijahre angenommen, daß 1 Malter Korn 50 Brote gibt zu 7 Pfund. Allein dieser Satz ist vielleicht etwas zu gering. Man machte später die Entdeckung, daß aus dem Malter zu gedörrten Nagaer Roggens 52 Brote, jedes zu 7 Pfund, konnten gebaden werden. Wäre die Entdeckung früher gemacht worden, so hätte sich die Abschlußrechnung noch um 5500 Taler vorteilhafter gestellt.

Die Vorsteher des Vereins bemerkten, daß es ungemein schwer halte, jedesmal ein richtiges Verhältnis zwischen dem Korn und dem Brote auszumitteln, so daß von der einen Seite die Bäcker nicht zu sehr bereichert würden, und daß sie von der anderen nicht gezwungen würden, sich an der Verminderung der Güte des Brotes zu erholen, indem sie es entweder nicht ausbaden oder geringere Fruchtarten zusehen. — Am besten würde es sein, in solchen Fällen eine eigene kleine Probebäckerei anzulegen, um an dieser eine fortwährende Kontrolle für die anderen Bäcker zu haben."

Am 20. September schloß die Kornhansa ihren Kornhandel und sandte jedem sein eingezahltes Kapital mit Zinsen zurück. "Ich hoffe", schreibt sodann der Verfasser, "daß mein Freund, der Regierungsrath Koppe, hierdurch von der Meinung zurückkomme, daß man im Regieren von unten auf nicht über die Gemeindeverwaltung herübergehen könnte, und daß man für das Höhere immer besondere Regierungsorgane haben müsse, die aus Reuten beständen, so das Regieren ex professo gelernt und hierauf studiert hätten. In England macht sich die ganze Verwaltung auf die Weise, wie der Elberfelder Kornverein, und ohne daß jemand angestellt sei, den Kameralia studiert habe. Wenn man bedenkt, daß diese Kornhansa ein Geschäft betrieb, in dem 458 000 Thlr. umgeschlagen und 65 000 Thlr. erspart sind, so sieht man, daß dieses Geschäft an Umfang den Geschäften eines kleinen Regierungsbezirks gleich zu sehen sei. Denn die drei Regierungsbezirke des Niederrheins bringen an Steuern 1 650 000 Thlr. auf, also jeder 600 000 Thlr. — eine Summe, welcher sich die Summe, so die Kornhansa umgeschlagen, schon sehr nähert. — Berechnet man nun, was das Geschäft, wenn es so geordnet gewesen wäre wie eine Regierungsbehörde, an Mäthen, Schreibern, Papier, Zeit und Geld würde gekostet haben, so fällt offenbar die Vergleichung zum Vortheil des Regierens von unten auf uns."

Als die Kornhansa ihre Geschäfte schloß, so war außer den Zinsen, statt des Verlustes, auf den man gerechnet, und den alle gewisssagt, noch ein Ueberschuß von 10 758 Thalern 20 Stüber in der Kasse.

Es wurde nun beschlossen, zum Andenken der Noth- und Hungerjahre 1816 und 17 ein Monument zu setzen, welches zugleich ein Monument der Kornhansa sein sollte, damit auch die Nachkommen sich noch erinnern, wie die Bürger von Elberfeld sich in diesen Jahren der Noth geküht hätten.

Dieses Monument besteht in einem allgemeinen Krankenhause, wozu diese 10 000 Taler der Grund sind."

Am Schluß des Artikels wird dann noch bemerkt:

"Elberfeld ist seit länger denn zwei Jahren der Kronpreußens unterworfen."

Die preussische Städteordnung, die den Stolz Berlins, Breslaus, Königsbergs macht, ist dieser Stadt noch nicht gegeben. Doch scheinen die Bürger dieser Stadt jene Stufe der politischen Würdigkeit erreicht zu haben, wo es schädlich, daß sie ihre Angelegenheiten in der Weise selber besorgen, wie die Städteordnung ihnen solches vergönnt."

Ist die heutige Kriegsgetreide-Gesellschaft nun etwas anderes als ein erweiterter Elberfelder Kornverein? Wie damals in Elberfeld, so war auch jetzt nach 100 Jahren die Not der Zeit die Ursache der Gründung. Wie in Elberfeld die Kornhantel, kauft die als privatwirtschaftliche G. m. b. H. gegründete Kriegsgetreide-Gesellschaft in Berlin das beschlagnahmte Brotkorn in ganz Deutschland ein, läßt es ausmahlen, vertreibt es an die Kommunalverbände und diese weiter an die Wäcker. Brotmarken sorgen für Einhaltung der jedem zu gewährenden Menge Mehl, wobei die brotbedürftigeren Muskelarbeiter besonders berücksichtigt werden können. Das Kapital wird auch mit 5 Prozent verzinst und ein Überschuf soll der Allgemeinheit zugute kommen. — Alles schon mal dagewesen!

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das Ochfengespann in den Straßen der Weltstadt. Wer Glück hatte — wenn eine Begegnung mit Ochsen Glück bringt, worüber sich Traumbücher und Kaffeeschwärtern noch nicht recht einig sind — kommt in den letzten Tagen nun doch ein gravitativ feines Begeh ziehendes Ochfengespann in den Straßen Berlins beobachtet. Nicht ganz da draußen, wo sich noch vor wenigen Jahren die Fische Gutz Nacht sagten, aber doch so in der Gegend. Als der gute Horaz, der vor beiläufig 1900 Jahren auch in einer Weltstadt lebte, sein „Nil admirari“ schrieb (was der halb schon mythische Berliner übersetzt: „Dah dich nicht verblüffen!“), eifstes Gebot), dachte er gewiß nicht daran, daß ein Ochsenfuhrwerk einmal irgendwo eine Tagesmerkwürdigkeit werden könnte, denn in der ewigen Stadt gab es genug von der Sorte — aber in Berlin ist das eben anders, vor allem, wenn hohe Aufsichtsbehörden sich mit einem so „neumobilen“ Verkehrsproblem befassen. Man kann gewiß den absehnenden Standpunkt des Polizeipräsidenten verstehen, wenn auch die höhere Instanz eine mildere Auffassung von der Sache beizog. Es steht auch in der domestizierten Ochfengesellschaft immer noch ein Stück merkwürdigen, uralte vererbten Eigensinns ihrer wilden und verwilderten Verwandten, der z. B. in Texas, Argentinien und anderen zersetzten Ländern der Cowboys und Gauchos zur Einführung der sogenannten „Rufsfänger“ an den Lokomotiven führte. Daß das Rindviehgespann auch alter germanischer Königsbrauch der Merovingergezeit war, dürfte als empfehlender Umstand verjährt sein; in Berlin scheint überhaupt das Fahren mit Ochsen nie recht verbreitet gewesen zu sein, wenigstens bieten alte Kupfer und zeitgenössische Schilderungen keinen Anhalt dafür. Ofters aber wurde bei festlichen Anlässen bis in die neuere Zeit hinein ein ganzer Ochse zum Schmause für das gute Volk auf dem Markte gebraten, und schließlich mag die kleine kulturgeschichtliche Erinnerung nicht ohne Interesse sein, die Rektor O. Monte gelegentlich in der „Brandenburgia“ mitgeteilt hat: daß noch 1869 Ochsen friedlich durch die Leipziger Straße getrieben wurden. . . . Aber diese gute, alte Zeit ist längst verschwunden, und so muß es sich das Rindvieh schon gefallen lassen, höchstens zum nützlichen Zweck der Volksernährung auf dem Wagen statt vor dem Wagen zu fahren.

Der Rauch als Kampfmittel im Altertum. Die Anwendung der Gase im Kampf wird uns von unseren Gegnern, obwohl sie selbst eigentlich damit begonnen haben, als eine besondere „Barbarei“ zum Vorwurf gemacht. Angesichts dieser Erregung der Franzosen hat eine Notiz des „Journal des Débats“ freilich Interesse, in der der Nachweis erbracht wird, daß schon die alten Griechen den Rauch als Kampfmittel angewandt haben, so daß die Deutschen darin die Nachfolger der alten Griechen, also das Gegenteil von „Barbaren“, sind. Das „Journal des Débats“ hebt den schöpferischen Geist hervor, den die Griechen auch in der Kriegskunst bewiesen, indem sie das trojanische Pferd, die Wolkengänge, die großen Belagerungsmaschinen und die berühmten Winde des Archimedes erfinden, gar nicht zu sprechen von dem griechischen Feuer und den verschiedensten Arten von Wurfmaschinen. „Man muß ihnen aber auch“, fährt das Blatt fort, „die Anwendung der rauchenden Gase für die Verteidigung von Plätzen zuschreiben, eine Erfindung, die uns von Polybios und Titus Livius

folgendermaßen berichtet wird: Unter der Führung des Konfals Zulius Robilius belagerte ein römisches Heer die Stadt Ambracia in Aitolien (das heutige Arta) im Jahre 189 n. Chr. Da die Belagerung sich in die Länge zog, entschlossen sich die Römer, einen Tunnel zu graben, der bis an die Stadtmauer ihes. Indessen bemerkten die Belagerten diese Arbeit und begannen nun in derselben Richtung einen Gegen-tunnel, so daß die Soldaten der beiden Heere in dem unterirdischen Gange zusammentrafen und mit ihren Werkzeugen aufeinander losschlugen. Der Kampf ließ darauf nach, weil die Gegner sich bemühten, sich gegenseitig den Weg abzuschneiden; sie versperren den Tunnel mit Schildern und Hürden. Schließlich kam ein Aitolier auf den Gedanken, eine Tonne in den Tunnel zu stellen und ihn so vollständig zu versperren. Die Tonne wurde mit kleinen Daunenfedern gefüllt. Sie war auf der Seite der Belagerer durch einen Eisenkessel geschlossen, in den man Löcher gehohlet hatte. Auf der anderen Seite ging durch den Eisenkessel ein eisernes Rohr, in das der Aitolier einen Blasebalg steckte, um ein Feuer, das in der Tonne angezündet wurde, anzufachen. Das Verbrennen der Federn erzeugte einen furchterlichen Rauch, der durch die Anwendung des Blasebalgs natürlich nach der Seite der Belagerer hinausströmte. Diese konnten den Erstickungsapparat aber nicht vernichten, weil sie durch 20 Fuß lange Längen, die durch die Tonne hindurchgingen und von den Aitoliern bewacht wurden, ferngehalten wurden. Der erstickende Rauch verbreitete sich so in dem ganzen Tunnel, der von den Römern gegraben worden war; diese litten sehr darunter, denn es war ihnen ebenso unmöglich, ihn zu beseitigen, als ihn zu ertagen. Polybios versichert, daß diese Kriegslist die Belagerung um einige Zeit verlängerte; man kann sich vorstellen, daß die Aitolier sich so lange wirksam verteidigten, wie sie auch nur eine Feder noch zur Verfügung hatten.“

Wie die englischen Truppen landen. Eine interessante Schilderung der Landung englischer Truppen in Frankreich gibt ein Augenzeuge in der „Times“: Wenn ein Schiff langsam den Anker in die Tiefe läßt, herrscht Totenstille an Bord, damit die Stimme des Steuermanns von der Brücke gehört werden kann. Sobald das Fallreep heruntergelassen ist, kommt der Landungs-Offizier mit einem Verzeichnis der zu erwartenden Truppen aufs Schiff und gibt Anweisungen an, welche Stelle sie zu bekommen haben. Dann beginnt der englische Wirrwarr der Landung; der gelbbraune Strom der Soldaten flutet die Fallreepstreppe hinab. Die Männer stellen sich an die ihnen angegebenen Plätze, und Wagen und Pferde werden zu dem für sie bezeichneten Platz gebracht. Es kommt vor, daß drei große Schiffe am Kai entlang liegen, die alle zu gleicher Zeit ausladen. Längs der Küste steht ein Zug. Für die Offiziere gibt es gewöhnlich Personenwagen, aber der größere Teil des Zuges besteht aus gedeckten Güterwagen. Auf jedem ist die Zahl der Männer und Pferde verzeichnet, die befördert werden kann. Manchmal werden die Truppen, sobald sie landen, an die Front verbracht; in anderen Fällen bleiben sie noch kurze Zeit an der Küste. An den Eisenbahnstationen wird so viel wie möglich für die Bequemlichkeit der Soldaten getan. Außer kleinen Versorgungsdepots, aus denen die Tagesrationen ausgegeben werden, einem Kartenausgaberaum und einem Barbierladen gibt es einen Unterhaltungsraum und einen Kaffeeraum, wo die Soldaten Briefe schreiben und Erfrischungen, Zigaretten und Tabak, Schuhsenkel, Postkarten und Briefpapier kaufen können. Wenn eine Abteilung zunächst noch an der Landungsstelle bleiben soll, geht die Landung viel schneller vor sich, besonders wenn sie, wie es öfters vorkommt, ohne schweren Transport, der getrennt herübergebracht wird, ankommt. Einmal war ein ganzes Bataillon eine Viertelstunde, nachdem das Fallreep heruntergelassen war, vom Schiffe herunter. Bei Nacht ist eine Landungszone sehr eindrucksvoll. Wachen und einige Beamte sind die einzigen Lebewesen ringsumher. Der ganze Hafen ist dunkel, abgesehen von ein paar Lichtern am Hafendamm und an dem Kai und dem gelegentlichen Aufleuchten eines Scheinwerfers am Himmel. Wenn das Schiff einfährt, hört man nur die Klode des Maschinenraums, die Stimme des Steuermanns, und ehe die Fallreeps heruntergelassen sind, eine kurze Unterhaltung durch das Megaphon zwischen einem Offizier an der Küste und einem an Bord. Sogar, wenn die Truppen an Land gehen, ist das einzige Geräusch das Klappern ihrer Stiefel auf dem Steinpflaster.